



# Leseprobe

Lorna Cook

## **Der Mondscheinsee**

Roman. Packend und romantisch – der neue Roman der englischen Bestsellerautorin

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 432

Erscheinungstermin: 10. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Packend und romantisch: Der neue Roman der Erfolgsautorin aus England! Ein glanzvolles Herrenhaus in den schottischen Highlands. Ein verbotenes Versprechen. Eine Liebe, die dem Schicksal trotzt.**

1940: Der Krieg tobt in ganz Europa. Doch auf Invermoray House in den einsamen schottischen Highlands herrscht noch Frieden. Bis zu Constances 21. Geburtstag, als die junge Erbin des Anwesens kurz vor Mitternacht vor der glamourösen Abendgesellschaft flieht und als Einzige beobachtet, wie ein britisches Flugzeug in den nahegelegenen See stürzt. Constance springt ins Wasser, um den Piloten vor dem sicheren Tod zu retten. Doch das Versprechen, das er ihr abringt, wird ihr Leben auf immer verändern ...

2020: PR-Beraterin Kate soll aus dem verfallenen Invermoray House ein luxuriöses Bed and Breakfast machen. Doch der mysteriöse, wenngleich sehr attraktive Lord legt ihr Steine in den Weg, wo er nur kann. Misstrauisch geworden, taucht Kate tiefer in die Geschichte des Herrenhauses ein – und entdeckt, dass der Name einer früheren Bewohnerin nachträglich aus der Familienchronik gestrichen wurde. Bald ist Kate einer schicksalhaften Liebesgeschichte auf der Spur ...



**Autor**

**Lorna Cook**

---

Lorna Cook lebt gemeinsam mit ihrem Mann, zwei kleinen Töchtern und dem Familienhund in einem Häuschen an der englischen Küste. Früher arbeitete sie als Journalistin, doch nun hat sie ihren Traum

LORNA COOK lebt gemeinsam mit ihrem Mann, zwei kleinen Töchtern und dem Familienhund in einem Häuschen an der englischen Küste. Früher arbeitete sie als Journalistin, doch nun hat sie ihren Traum wahr gemacht und konzentriert sich ausschließlich aufs Schreiben von Romanen. Wenn sie nicht selbst schreibt, dann liest sie – gern mit einem Glas Wein neben sich. Nach *Die Sternsbucht* ist *Der Mondscheinsee* ihr neuer Roman in deutscher Sprache.

Lorna Cook in der Presse:

»Mitreißender Debütroman, der durch zwei Zeitebenen  
Spannung erzeugt.«

*HÖRZU/GONG* über *Die Sternsbucht*

»Packend und gefühlvoll!«

*Frau von Heute* über *Die Sternsbucht*

Außerdem von Lorna Cook lieferbar:

*Die Sternsbucht. Roman*

*Für Mum, Dad und Luke.  
Dafür, dass ihr meine Familie seid.  
Dafür, dass ihr für mich da seid.  
Und einfach so.*

## *Kapitel 1*

*Invermoray House, Schottland, Ende August 1940*

Manchmal sind es nicht die großen Unwahrheiten, sondern die kleinen Notlügen, die besonders einschneidende Veränderungen auslösen. Allerdings konnte Constance nicht ahnen, dass das Vortäuschen einer Migräne als Vorwand, das Haus zu verlassen, derartige Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Constance saß am Rand eines Felsens, der am Ufer des Sees über das Wasser hinausragte, das Abendkleid auf eine Weise gerafft, die ihre Mutter als unschicklich bezeichnet hätte. Sie streifte ihre Satinschuhe ab, zog sich die Seidenstrümpfe aus und tauchte ihre Beine in das angenehm kühle Wasser. Ihre Füße brannten vom Tanzen. Sie brauchte sich nicht vorzusehen; das Ufer war so weit vom Haus entfernt, dass niemand sie hören konnte, und so streng, wie die Haushälterin sich an die Verdunkelungsvorschriften hielt, konnte sie auch von niemandem gesehen werden.

Constance schloss die Augen und riss sie sofort wieder auf. Die Migräne war zwar nur ein Vorwand gewesen, aber der Lärm war wirklich ohrenbetäubend gewesen und immer lauter geworden, je mehr die Kapelle sich ins Zeug legte, und die Gäste sich von der Begeisterung der Musiker anstecken ließen. Wenn sie jetzt die Ohren spitzte, konnte sie den Partylärm sogar bis hier draußen hören. Sie hatte weder ihre Geburtstagsparty noch Henry länger ertragen und schließlich die kleine Notlüge genutzt, um sich davonstehlen zu können.

Im Lauf der vergangenen Monate hatte sie Gefallen an Henry gefunden. Sie kannte den Freund ihres Bruders Douglas noch nicht lange und sah ihn nur, wenn die beiden Männer ein paar Tage auf Heimaturlaub nach Invermoray kamen. Henry war nur wenige Jahre älter als sie, und sie hatte zu ihm aufgeblickt, sie hatte ihn verehrt und ihren Eltern recht gegeben, die meinten, er würde gut zu ihr passen. Auch Henry mochte sie, das vermutete sie zumindest. Constance hatte außerdem den Eindruck gewonnen, er wäre anders, nicht so wie all die Männer mit ihren anzüglichen Bemerkungen und ihrem ungebührlichen Benehmen, die sie bisher kennengelernt hatte – wobei das nicht viele waren, wie sie sich eingestehen musste. Aber dann hatte er sie schockiert, als sie sich beim Tanzen an ihn geschmiegt und die Nähe genossen hatte. Seine Hände waren an ihrem Rücken immer weiter nach unten gewandert, bis seine Fingerspitzen auf ihrem Po gelegen hatten. Sie war vor Schreck wie versteinert gewesen, aber er hatte sie nur noch fester an sich gezogen. Es hatte sie all ihren Mut gekostet, seine Hände wegzuschieben, als ihr klar geworden war, dass seine Absichten alles andere als romantischer Natur waren.

»Henry«, hatte sie ihn flüsternd ermahnt, als er sie an sich gedrückt hatte. Sein unschuldiges Lächeln hatte sie noch mehr verunsichert. War sie vielleicht einfach zu prüde? Ihr silbergraues, seidenes Abendkleid schmiegte sich eng an ihren Körper, und sie hatte mehr als einmal bemerkt, wie Henry ihr auf den Busen gestarrt hatte. Er hatte sichtlich Mühe gehabt, den Blick zu heben und sich auf das Gespräch mit ihr zu konzentrieren. Sie hatte sich mit anderen Gästen unterhalten, versucht, sich ihre Betroffenheit und ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Doch als sie ihm gesagt hatte, sie wolle sich kurz die Nase pudern, unsicher, was vor sich ging und

wie sie sich dazu verhalten sollte, hatte er sich ihr in den Weg gestellt und sie in den Wintergarten gezogen, der ebenso wie alles andere abgedunkelt war.

Constance wusste, dass Männer Bedürfnisse hatten, sie lebte schließlich nicht hinterm Mond. Sie wusste auch, welcher Art diese Bedürfnisse waren. Zwar hatte man ihr beigebracht, dass eine Frau sich für ihren Ehemann aufheben sollte, aber in ihrem Schweizer Internat hatten viele Mädchen fröhlich damit angegeben, dass sie mit dem anderen Geschlecht schon alles Mögliche ausprobiert hatten. Aber obwohl sie viel darüber nachgedacht hatte, ob sie das auch mit Henry haben wollte, war sie sich doch nicht ganz sicher. Noch nicht. Sie wollte ihn nicht verprellen, aber was auch immer zwischen ihnen passieren sollte, musste erst wachsen. Sie brauchte einfach noch Zeit. Bis sie sich wirklich sicher war.

»Du siehst wunderschön aus heute Abend«, hatte er gesagt, während sein Blick gierig über ihren Körper gewandert war.

Und dann hatte er sie geküsst, hatte seine Lippen auf ihre gepresst und sie mit den Händen an den Schultern gepackt. Sie hatte versucht, ihm ihre Arme um die Taille zu legen, hatte sich mit geweiteten Augen gefragt, ob sie alles richtig machte, und was sie alles zulassen sollte. Seine Augen waren geschlossen, und er bugsierte sie ganz langsam immer weiter in den dunklen Wintergarten hinein, bis sie eine riesige Palme in ihrem Rücken spürte, die ihre Mutter seit fast zehn Jahren züchtete.

Sie roch seine Whiskyfahne, während er sie immer stürmischer küsste, und sie wusste nicht mehr, ob sie deswegen erstarre oder weil sie spürte, wie ihr Rock hochgeschoben wurde.

»Henry!«, schalt sie ihn, während sie sich aus seinem Griff befreite und versuchte, sein Verhalten mit einem Lachen zu überspielen.

»Komm her.« Henry hielt ihr die Hand hin. Zögernd nahm sie sie. Vielleicht hatten die Partylaune und ein bisschen zu viel Alkohol diesen kleinen Anfall von Übermut bei ihm ausgelöst. Vielleicht hatte er ja jetzt gemerkt, dass er zu weit gegangen war, und lenkte ein.

»Wünschst du dir das denn nicht schon genauso lange wie ich?«, fragte er, während er sie am Hals küsste.

Eine Welle der Enttäuschung überkam sie. Hatte er ihre Reaktion bemerkt und ignorierte sie einfach? Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Bis zu diesem Abend hatte sie diese Seite noch nicht bei ihm erlebt, und sie war total verwirrt.

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie aufrichtig. Es ging ihr alles viel zu schnell und es war so anders, als sie es sich vorgestellt hatte. »Ich weiß nicht ... einfach so ... hier?«

»Hier ist doch niemand. Wir suchen uns eine dunkle Ecke. Da drüben zum Beispiel. Ich lege meine Jacke auf den Boden, damit dir auf den Fliesen nicht kalt wird.« Dass er meinte, damit auf ritterlich machen zu können, fand sie völlig daneben.

»Nein, Henry, nicht ...«

»Wenn du nicht weißt, was du tun sollst, keine Sorge, ich zeig's dir. Komm, leg dich hier hin.«

»Nein, Henry«, antwortete sie bestimmt. Sie wusste jetzt, was sie wollte, und das hier war es nicht. »Nein.«

»Wenn du mich lieben würdest ...«, sagte er gereizt und sprach den Satz nicht zu Ende.

In dem Augenblick war ihr schlagartig bewusst geworden, dass sie ihn nicht liebte. Sie war zutiefst enttäuscht. Wie konnte es ein so schreckliches Ende nehmen?

Ohne ein weiteres Wort hatte sie sich umgedreht, hatte Henry in dem dunklen Wintergarten stehen lassen und sich im Ballsaal in Sicherheit gebracht.



Sie hatte nur noch möglichst weit weg von Henry sein wollen, um nachdenken zu können. Deshalb hatte sie gelogen. *Eine so schreckliche Migräne, dass sie das Gefühl hatte, ihr würde der Kopf platzen.* Ihre Mutter, blass vor Schreck über das Bild, mit dem Constance ihren Gästen ihren Zustand erklärt hatte, entschuldigte ihre Tochter – es war sowieso kurz vor Mitternacht, und die Gäste würden sich bald auf den Heimweg machen. Aber anstatt sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, war Constance in die kühle Nachtluft hinausgelaufen, vorbei am Brunnen und am Ziergarten, hinunter zum See, an dessen Ufer sie immer Ruhe und inneren Frieden fand. Keiner der Gäste würde sich hierher wagen, aus Angst, sich in der völligen Dunkelheit den Hals zu brechen oder nichts mehr von dem edlen Champagner abzubekommen, den ihre Eltern aus dem Keller geholt hatten und jetzt gerade entkorkten. Hier war sie ganz allein.

Die Füße im kühlen Wasser schaute Constance über die Schulter und konnte in der Dunkelheit vage die Umrisse des Herrenhauses erkennen. Im Ballsaal feierten ungefähr fünfzig enge Freunde ihrer Eltern – und nur einige wenige ihrer eigenen – noch immer ihren Geburtstag, offenbar ohne sich überhaupt für ihre Abwesenheit zu interessieren und noch weniger für den Krieg, der draußen vor Invermoray House tobte.

Immer noch hörte Constance leise die Klänge der Musikkapelle, doch dann ließ ein anderes Geräusch sie zusammenzucken und den Blick nach oben richten. Die niedrig hängenden grauen Wolken über ihr verbargen etwas, das sich am Nachthimmel zu nähern schien.

Constance brauchte ein paar Sekunden, bis sie begriff, dass sie das Motorengeräusch einer Spitfire hörte. Aber es war nicht das vertraute Dröhnen, vielmehr spuckte und stotterte der Motor, als würde er nach Luft ringen. Plötzlich tauchte das

Flugzeug aus den Wolken auf und taumelte in Richtung Wald, dessen schwarze Silhouette sich am Horizont vom Nachthimmel abhob. Der Motor verstummte fast ganz, sprang noch einmal an und ging wieder aus, während der Propeller sich immer langsamer und dann gar nicht mehr drehte. Constance begriff, dass der Pilot noch in dem Flugzeug saß und versuchte, den Motor erneut zu starten, anstatt das einzig Vernünftige zu tun und sich mit einem Fallschirm in Sicherheit zu bringen. Vielleicht konnte er, weil alles verdunkelt war, nicht abschätzen, wie nah am Boden er sich bereits befand.

Das Flugzeug sank immer tiefer, und es bestand kein Zweifel daran, dass es abstürzen würde. Constance sprang auf und lief ein paar Schritte, aus Angst, das Flugzeug könnte auf sie stürzen. Aber das tat es nicht.

Die Spitfire flog dicht an ihr vorbei und krachte in den See. Wasser spritzte hoch in die Luft, und Constance wich zurück, um nicht komplett durchnässt zu werden. Bei dem Aufprall war ein Flügel abgerissen, und das Flugzeug drehte sich im Wasser, bis Constance nicht mehr erkennen konnte, was vorne und hinten war. Wo war der Pilot? Nach wenigen Sekunden hatte das Flugzeug sich mit Wasser gefüllt und ging gurgelnd unter, bis der See es verschluckt hatte und Stille eintrat, als wäre nichts geschehen. Von dem Piloten gab es kein Lebenszeichen. Es war kein Geräusch zu hören, aus dem sich darauf schließen ließe, dass er im Dunkeln ans rettende Ufer schwamm. Nur die Wellen, die der Aufprall der Spitfire verursacht hatte, klatschten laut gegen den Felsen am Ufer.

Constance stand zitternd da und schaute mit geweiteten Augen auf das Wasser, in der Hand ihre Schuhe und Strümpfe. Sie wusste, dass sie irgendetwas unternehmen musste, doch ihr Körper gehorchte ihr nicht. Wie angewurzelt starrte sie auf

die Stelle, wo eben noch das Flugzeug gewesen war. Sie war hin- und hergerissen. Um zum Haus zu laufen und Hilfe zu holen, blieb keine Zeit. In wenigen Minuten würde der Pilot tot sein, wenn er es nicht schon war. Sie musste etwas tun. Sie musste den Piloten retten.

Sie gab sich einen Ruck und kletterte von dem Felsen ins Wasser. Dabei verletzte sie sich das Bein an einer scharfen Kante, doch sie spürte nicht, wie ihr das Blut am Unterschenkel hinunterlief und sich mit dem Wasser mischte, so sehr trieb sie der Wunsch an, dem Piloten zu Hilfe zu eilen, der bestimmt verzweifelt versuchte, sich aus seinen Gurten zu befreien und die Cockpithaube zu öffnen. Das seidene Abendkleid klebte ihr am Körper, als sie so schnell sie konnte auf die Stelle zuwatete, wo das Flugzeug versunken war.

Im Haus schlug die Standuhr in der Eingangshalle Mitternacht, und immer noch spielte die Kapelle für die Gäste, die nichts von dem ahnten, was sich draußen am See abspielte. Es wurde noch einmal auf Constance angestoßen, als ihr einundzwanzigster Geburtstag endete. *Was für ein Pech, dass sie Kopfschmerzen bekommen hat. Vielleicht hat sie ja ein bisschen zu viel Champagner erwischt. Im Bett war sie sicher am besten aufgehoben.* Bald würde die Kapelle zu spielen aufhören, die Gäste würden sich verabschieden und nach Hause fahren – sie hatten alle ausreichend Benzingutscheine für den Heimweg aufgespart –, und dann würde die Haushälterin mit dem Ritual beginnen, alles Nötige für die Nachtruhe in Invermoray House vorzubereiten.

Als das Wasser Constance bis zur Taille reichte, stieß sie sich mit den Füßen ab, ließ ihre Schuhe und Strümpfe los und tauchte weiter in die Dunkelheit ein.

## *Kapitel 2*

*Schottland, August 2020*

Kate hätte das Navi doch lieber mitbuchen sollen, als sie sich am Flughafen den Mietwagen genommen hatte. Der Mann am Tresen hatte ihr sogar einen Sonderpreis angeboten, aber sie hatte leicht überheblich mit ihrem Handy gewedelt und gesagt, sie habe ihr GPS bereits programmiert.

Aber sie hatte jetzt schon lange keinen Empfang mehr, und nach der einsamen Landschaft zu urteilen, durch die sie fuhr, war auch nicht damit zu rechnen, dass sich das bald änderte. Kate hielt am Straßenrand und schaute sich um in der Hoffnung, irgendwo irgendein Lebenszeichen zu entdecken. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wie lange sie schon auf der Landstraße unterwegs gewesen war, als sie bemerkt hatte, dass ihr Handy keinen Mucks mehr von sich gab. Wie weit war sie gefahren? Es war mindestens zehn Minuten her, seit sie das letzte Dorf passiert hatte, und sie wusste nicht einmal mehr, wie es hieß.

Die Sonne ging bereits unter. Kate breitete ihre Landkarte auf der Kühlerhaube aus und suchte nach irgendetwas, das ihr bekannt vorkam. Zum Glück hatte der Mann von der Mietwagenfirma ihr die Landkarte ins Handschuhfach gelegt. Sie würde vermutlich viel später ankommen als angekündigt. Es würde einen denkbar schlechten Eindruck machen, wenn sie mitten in der Nacht eintraf, um ihre neue Arbeitsstelle mit Unterkunft anzutreten. Im Dunkeln würde sie sich sowieso

nicht zurechtfinden, also blieb ihr nichts anderes übrig, als der Straße zu folgen und zu hoffen, dass sie sie zurück in die Zivilisation führte, wo sie mit ihrem Handy wieder Empfang hatte. *Solche Probleme hat man in London jedenfalls nicht*, dachte sie. Aber London war im Moment der letzte Ort, an dem sie sein wollte. Sie schaute die leere Straße in beide Richtungen hinunter. Sie sehnte sich nach Ruhe und Frieden, aber das hier war vielleicht ein bisschen zu viel Ruhe.

Kate faltete die Karte zusammen, stellte sich dabei jedoch so ungeschickt an, dass Knicke entstanden, wo vorher keine gewesen waren. Sie ließ den Motor an und fuhr los, in der einen Hand ihr Handy, auf das sie immer wieder einen Blick warf – so riskant das auch war –, in der Hoffnung, dass das GPS wieder funktionierte. Doch sie hatte kein Glück. Vielleicht half es ja, wenn sie das Ding neu startete, es war jedenfalls einen Versuch wert. Sie schaute auf das Handy und hielt den Ausschalter eine Ewigkeit gedrückt, bis sie endlich aufgefordert wurde, mit einem Wischen zu bestätigen, dass sie das Gerät tatsächlich ausschalten wollte.

Dann hob sie den Blick und stieß einen Schrei aus. Ein Mann stand am Straßenrand und schaute ihr voller Entsetzen entgegen. Was machte der Kerl da? Er hob die Hände vors Gesicht. Kate ließ ihr Handy fallen, riss das Steuer herum und trat auf die Bremse. Der Wagen schlitterte auf die andere Straßenseite. Zum Glück kam ihr auf dieser gottverlassenen Landstraße kein Fahrzeug entgegen. Kate brachte den Mietwagen quer auf der Gegenfahrbahn zum Stehen, nur knapp entfernt von ein paar hohen Kiefern.

Sie war starr vor Schreck. Sie hielt das Lenkrad so fest umklammert, dass ihre Knöchel sich weiß abzeichneten. Sie zwang sich, einen Blick in den Rückspiegel zu werfen, um

zu sehen, ob der Mann noch lebte. Er war nicht da. Aber sie hatte ihn nicht überfahren. Oder doch? Sie wusste überhaupt nichts mehr.

»Mein Gott, wo ist er?« Zitternd nahm sie ihre Hände vom Lenkrad und löste ihren Sicherheitsgurt. Als sie gerade die Fahrertür öffnen wollte, riss der Mann sie auf und funkelte Kate wütend an.

Sie lehnte sich schockiert zurück. Der Mann schien etwas sagen zu wollen, brachte jedoch keinen Ton heraus.

»Gott sei Dank, Sie leben.« Ihre Stimme zitterte, das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Er machte einen Schritt zurück, sodass sie aussteigen konnte. »Das verdanke ich Ihnen, nicht Gott«, sagte er.

»Es tut mir leid.« Kate stand mit weichen Knien vor dem Mann.

»Sie hätten mich beinahe umgebracht.«

»Es tut mir leid. Wirklich. Sind Sie verletzt?«

»Nein«, fauchte er. Dann fragte er, als wäre ihm der Gedanke gerade erst gekommen: »Sie?«

»Nein.«

Der Fremde schaute an ihr vorbei in den Wagen und betrachtete die schlampig gefaltete Straßenkarte auf dem Beifahrersitz. Kate wartete ab in der Hoffnung, dass er sich beruhigte. Er schien etwa in ihrem Alter zu sein, Ende zwanzig, und er hatte braunes Haar und braune Augen. Er trug Laufkleidung und neongelbe Reflektorbänder an den Knöcheln und Handgelenken. In dieser Aufmachung hätte er ihr eigentlich auffallen müssen, aber sie war zu sehr beschäftigt gewesen mit ihrem –

»Waren Sie mit Ihrem Handy beschäftigt?«, fragte er sie und blickte ihr direkt in die Augen. »Haben Sie etwa beim Fahren Textnachrichten geschrieben?«

»Ich ... nein ... Natürlich nicht.«

Er beugte sich ins Auto, kniete sich auf den Fahrersitz und klaubte das Handy vom Boden.

»Hey, was machen Sie da?«, fragte sie.

Der Mann wischte auf dem Smartphone herum, aber das gab zum Glück kein Lebenszeichen von sich.

»Ich hätte schwören können ...« Widerstrebend gab er ihr das Handy zurück.

»Sie müssen Ihren Wagen wegfahren. Es ist gefährlich, so wie er da steht.« Er blickte die leere Straße hinauf und hinunter.

Kate nickte, rührte sich jedoch nicht. Dass sie gegen das Gesetz verstoßen und um ein Haar jemanden überfahren hätte, musste sie erst einmal verdauen.

»Kriegen Sie das hin, oder soll ich es für Sie machen?« Er schaute sie an, als wäre sie debil.

»Ich ... Sie ... Nein, ich mach das schon. Kein Problem.«

Er hob die Brauen, als hätte sie ihm gerade den Beweis dafür geliefert, dass er ihren Geisteszustand richtig eingeschätzt hatte.

»Kein Problem? Na ja ...« Er schüttelte ungläubig den Kopf, trat einen Schritt zurück und verschränkte die Arme. Kate war absolut nicht in der Verfassung, Auto zu fahren, doch sie stieg ein, und es gelang ihr, den Wagen von der Straße weg und auf den Schotterstreifen am Straßenrand zu manövrieren. Da der Wagen sich immer noch auf der falschen Straßenseite befand, schaltete sie die Warnblinkanlage ein. Dann wusste sie nicht, was sie weiter tun sollte. Der Mann stand immer noch da. Eigentlich könnten sie jetzt beide ihrer Wege gehen, doch er schaute sie nach wie vor erwartungsvoll an.

Kate stieg aus und blieb verlegen neben der offenen Fahrer-

tür stehen. Sie hatte noch nie einen Unfall gehabt. Und eigentlich war das hier ja auch kein richtiger Unfall gewesen, aber so wie der Mann sie ansah, hatte sie das Gefühl, wenn sie jetzt wegfuhr, würde er als nächstes die Polizei anrufen und dafür sorgen, dass die sich an ihre Fersen heftete.

»Und jetzt?«, brachte sie schließlich hervor.

»Wie meinen Sie das?«, fragte er verblüfft.

»Äh... Tauschen wir jetzt Adressen aus?«

Seine Augen wurden schmal. »Warum sollten wir?«

Kate hätte im Erdboden versinken können. »Ich weiß nicht«, murmelte sie. Sie wäre am liebsten wieder in ihren Wagen gestiegen. Auch wenn sie sich nicht in der Lage fühlte zu fahren, aber alles schien ihr besser als hier mit diesem Kerl herumzustehen.

»Wir brauchen überhaupt nichts zu tun«, sagte er.

»Okay«, sagte Kate.

Sie setzte noch einmal an, sich zu entschuldigen, doch er fiel ihr ins Wort. Dann warf er einen Blick auf sein Handy, das an seinem Handgelenk befestigt war.

»Verbuchen Sie es als Erfahrung.« Er steckte sich seine Kopfhörer wieder in die Ohren, wischte auf seinem Smartphone herum, wandte sich ab und lief los.

Kate schaute ihm nach, und als er um die nächste Kurve verschwunden war, lehnte sie sich gegen den Wagen und atmete erleichtert auf. *Verbuchen Sie es als Erfahrung?* So was Scheinheiliges. Was sollte das denn heißen? Aber egal, sie war froh, dass er keine Anzeige erstattete und dass sie ihn nie wiedersehen würde. Sie schaute noch einmal in die Richtung, in die er verschwunden war.

»Mistkerl.«

Sie hätte heulen können. Was machte sie überhaupt hier?



## *Kapitel 3*

Kate stieg wieder ins Auto und angelte ihre Handtasche aus dem Fußraum vor dem Beifahrersitz. Sie nahm ihre Glückwunschkarten heraus und las noch einmal die, die ihre beste Freundin Jenny ihr geschickt hatte. Es war ihre Lieblingskarte. Vorne drauf klebte ein Foto von ihr, wie sie eine leere Sektflasche hochhielt und so tat, als wollte sie sich den letzten Tropfen des Sekts in den Hals schütten. Dabei machte sie ein albernes, aber glückliches Gesicht. Das Foto war erst ein paar Monate alt, aber die Erinnerung an den Tag, an dem sie zur PR-Managerin befördert worden war, entlockte ihr immer noch ein Lächeln.

Das Foto klebte auf einer Doppelkarte, aber innen stand keiner der üblichen Glückwunsch-Sprüche, sondern: »Von der Mutprobe im Suff zum schlimmsten Alptraum. Zeig's ihnen!«

Gott, die Mutprobe. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, wegen einer Mutprobe hierherzukommen. Jedenfalls konnte sie nicht Jenny allein die Schuld geben. Schließlich konnte Jenny nichts dafür, dass es ihr gereicht hatte. Wenn sie noch eine einzige Bar-Eröffnung hätte organisieren und zweitklassige Gäste – unbekannte Models und langweilige Fußballer-ehefrauen – hätte hofieren müssen, die sie im Gegenzug wie den letzten Dreck behandelten, hätte sie einen Schreianfall bekommen. Woher nahmen diese Mächteternpromis das Recht,

Kate und ihre Kollegen wie Dienstboten zu behandeln? Dann hatte eine dieser Fußballerfrauen auch noch behauptet, Kate hätte mit ihrem Mann geflirtet. Die Folgen der Geschichte waren untragbar gewesen. Wenn sie auch nur ein bisschen nachdachte, wusste sie genau, warum sie jetzt hier war. Sie musste ihren guten Ruf wiederherstellen, und zwar weit weg von den grellen Lichtern Londons, von ihren Kollegen und allen, die von der unmöglichen Situation wussten, in die sie sich an dem Abend hineinmanövriert hatte. Die Scham, die sie wegen des Vorwurfs empfand, hatte sie hierher getrieben, so weit weg wie möglich. Die Abmahnung am nächsten Morgen war eine derartige Demütigung gewesen, dass sie sich mit Jenny zusammen die Kante gegeben hatte, und der Abend hatte damit geendet, dass Jenny betrunken in Kates Namen auf zwei Stellenangebote im Internet geantwortet hatte.

»Du sagst doch immer, du willst gern mehr reisen«, hatte Jenny gelallt, während sie die Webseite mit den Stellenangeboten auf ihrem Laptop angeklickt hatte. »Süden oder Norden – kannst du aussuchen. Oder traust du dich nicht?«

»Mir egal, füll's einfach aus, häng meinen Lebenslauf an und schick's ab. Von mir aus auch Timbuktu. Solange ich mich nie wieder mit irgendeinem Reality-TV-Kandidaten rumplagen muss, der besoffen aus 'ner Bar wankt und den von ihm selbst bestellten Paparazzi direkt vor die Linse stolpert, geh ich hin, wo du willst«, hatte Kate verkündet.

Jenny hatte auf Senden geklickt, sie hatten angestoßen, und Kate hatte das Ganze vergessen. Dann war eine Woche später eine E-Mail von einem Hotel in Cornwall gekommen, in der man ihr mitteilte, dass ihre Bewerbung abgelehnt worden war. Anscheinend hatte sie nicht genug Erfahrung im Bewerben von regionalen Lebensmitteln; man hatte sie nicht einmal zu

einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Irgendwie hatte sie es bedauert, einen Job nicht bekommen zu haben, von dessen Existenz sie bis dahin nicht einmal etwas geahnt hatte. Und das hatte sie zum Nachdenken gebracht: Vielleicht war ja ein Tapetenwechsel genau das, was sie jetzt brauchte. Sie hatte all diese fürchterlichen Bars so satt, wo sich die Stars und Sternchen trafen. Sie brauchte einen Neustart an einem Ort, wo ihr Ruf noch unbeschädigt war.

Und als auf die zweite Jobbewerbung eine positive Antwort kam und die Eigentümerin von Invermoray House in Schottland Kate nach einem einstündigen Telefonat die Stelle angeboten hatte, war sie vor Freude ganze zwei Minuten lang in ihrem Zimmer umhergehüpft.

»Wir bekommen hier nicht viele Gäste«, hatte die Frau zu Kate gesagt. »Und wir hoffen natürlich, dass Sie uns helfen können, das zu ändern. Wir sind hier ziemlich weit ab vom Schuss.«

»Klingt großartig.« Kate hatte ihr Glück kaum fassen können. Von jetzt an brauchte sie keine mittelmäßigen PR-Jobs mehr anzunehmen. Und es gab auch sonst nichts, was sie in London hielt. Sie war seit einem Jahr Single, und das fand sie gut so. »Ich nehme die Stelle.«

Jetzt fühlte sich das auf einmal ganz anders an. Sie saß allein in ihrem Auto an einer verlassenen Landstraße, es wurde allmählich dunkel, und sie hatte sich noch nie so einsam gefühlt.

Irgendwann hatte sie wieder Empfang, ihr Navi führte sie zum Ziel, und als sie Invermoray House endlich erreichte, war es schon fast dunkel. Kate fuhr über die lange Einfahrt und hielt auf dem kiesbedeckten Vorplatz. Sie hob die Brauen, als sie das prächtige Gebäude betrachtete, und fragte sich unwillkür-

lich, warum die Eigentümerin es als »Haus« heruntergespielt hatte, obwohl es sich eher um ein Schloss handelte. Das Licht ihrer Autoscheinwerfer verlieh dem Gebäude einen goldgelben Schimmer.

Kaum hatte Kate ihr Gepäck aus dem Kofferraum gewuchtet, öffnete sich die große, hölzerne Tür, und eine Frau von etwa Mitte sechzig kam auf sie zu.

»Brauchen Sie Hilfe?« Die Frau hatte freundliche, lächelnde Augen und trug das braune Haar kinnlang.

Kate erkannte ihre Stimme sofort. »Tut mir leid, dass ich so spät bin. Sie sind bestimmt Mrs. Langley-McLay?«

»Ja, meine Liebe.« Sie warf einen Blick auf Kates Koffer. »Sie sind nicht Kate, oder?«

»Doch«, sagte Kate. Mrs. Langley-McLay zog die Brauen zusammen.

»Dann sind Sie kein bisschen zu spät, meine Liebe. Dann sind Sie einen Tag zu früh.«

Kate erbleichte. »Was? Das kann nicht sein.«

Die Frau lachte. »Wir hatten vereinbart, dass Sie morgen anfangen, deswegen war ich davon ausgegangen, dass Sie morgen *ankommen* würden.«

»Ach so. Ich dachte ...« Kate sprach den Satz nicht zu Ende.

»Na ja.« Mrs. Langley-McLay nahm einen von Kates Koffern. »Ein bisschen Arbeitseifer hat noch niemandem geschadet. Nehmen Sie den anderen Koffer und kommen Sie mit rein. Nach so einer langen Fahrt wollen Sie sich doch bestimmt erst mal bei einer Tasse Tee ein bisschen ausruhen. Danach zeige ich Ihnen dann Ihr Zimmer. Oder wollen Sie lieber einen Gin Tonic? Ich wollte mir sowieso vor dem Abendessen einen genehmigen.«

»Das wäre sehr freundlich, Mrs. Langley-Mc ...«

»Ach, bitte, nennen Sie mich Liz, sonst brechen Sie sich noch die Zunge.« Liz stellte Kates Koffer am Fuß einer mit aufwendigen Schnitzereien versehenen Holzterrasse ab und bedeutete Kate, das gleiche mit dem andern Koffer zu machen.

Dann durchquerte Liz die schwarz-weiß geflieste Eingangshalle, wo in einem großen offenen Kamin ein heimeliges Feuer knisterte. Trotz der sommerlichen Jahreszeit war die Abendluft kühl. Liz lugte durch eine Tür in ein Zimmer.

»Ah, gut. Er ist nicht da«, murmelte sie.

»Wer ist nicht da?«, fragte Kate, als sie Liz in die Bibliothek folgte. Es war der prächtigste Raum, den Kate je gesehen hatte. Endlose Reihen mit ledergebundenen Büchern füllten die deckenhohen Regale. Eine hölzerne Leiter mit Rollen stand an ein Regal gelehnt, und einen Moment lang überkam sie das kindliche Verlangen, auf die Leiter zu steigen und damit durch den Raum zu fahren.

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Jedenfalls noch nicht gleich. Wir beide werden uns jetzt erst mal einen ordentlichen Drink genehmigen. Es kann nichts schaden, sich ein bisschen Mut anzutrinken.«

Kate fragte sich, warum in aller Welt Liz sich Mut antrinken musste, aber Liz hatte bereits das Thema gewechselt und fragte Kate über ihre Fahrt nach Schottland aus, bevor sie auf den Job zu sprechen kam.

»Wir suchen schon eine ganze Weile nach jemandem wie Ihnen.« Liz trat an den Getränkewagen, öffnete den Eiswürfelbehälter und ließ mehrere Eiswürfel in zwei Kristallgläser fallen. »Wir haben hier das totale Chaos, wie ich Ihnen schon am Telefon erklärt habe, Sie werden also eine Art Mädchen für alles sein, bis wir richtig loslegen können.« Sie bedeutete Kate, auf einem der roten Knole-Sofas Platz zu nehmen, und

Kate setzte sich mit dem Rücken zur Tür. Die Sofas waren abgenutzt, an einigen Stellen ragte Rosshaar heraus, und die ehemals goldene Kordel, die die Rückenlehne zusammenhielt, war ausgefranst. Die Sofas bildeten einen krassen Kontrast zu den ledergebundenen Büchern, die extrem gut erhalten waren, und dem Schreibtisch vor der doppelflügeligen Terrassentür, der alt war, aber so gut wie neu aussah.

»Dass Sie früher als erwartet eingetroffen sind, stellt uns vor ein klitzekleines Problem. Aber das lässt sich regeln. Wahrscheinlich kriegt er erst mal einen Anfall, aber Sie wissen ja: Hunde die bellen, beißen nicht.«

Kate blinzelte, als Liz ihr ein Glas reichte. »Ihr Mann?«

»Himmel, nein. Mein armer Mann ist vor einem Jahr verstorben. Nein, mein Sohn. Aber machen Sie sich keine Sorgen, er wird sich schon damit abfinden.«

»Ihr Sohn?«

Liz nickte und setzte sich auf das Sofa Kate gegenüber. Vorsichtig bohrte Kate ein bisschen weiter.

»Womit wird er sich abfinden?«

»Damit, dass Sie jetzt hier sind, natürlich.«

»Wie bitte? Bloß weil ich einen Tag früher als erwartet gekommen bin?«

Liz lachte in sich hinein, aber es klang nervös, und ihr Blick ging in Richtung Eingangshalle, als die Haustür zugeschlagen wurde.

»Nein, weil Sie überhaupt hier sind.«

Kate hielt den Atem an, als Liz fortfuhr. »Wissen Sie, ich bin noch gar nicht dazu gekommen, ihm mitzuteilen, dass ich Sie eingestellt habe. Ich hatte vor, das heute beim Abendessen zu tun.« Schritte kamen näher. »Wir brauchen ganz dringend Unterstützung«, fügte Liz hastig hinzu. »Aber er will einfach

nichts davon wissen, dass wir jemanden einstellen. Er findet, wir können uns das nicht leisten, was völliger Unsinn ist. Ihr Job hier ist eine notwendige Investition. Aber wenn er Sie sieht, kriegt er einen Tobsuchtsanfall. Ganz schlechte Manieren. Na ja ... Sie werden's ja gleich sehen.«

»Ah, dachte ich mir doch, dass ich Stimmen gehört habe«, ertönte eine Männerstimme von der Tür her.

Kate erstarrte.

»James«, sagte Liz, »ich möchte dir Kate vorstellen.«

Kate stand auf und drehte sich langsam zur Tür um. Noch ehe sie ihn gesehen hatte, wusste sie, wer er war. Als Kate sich ihm mit einem höflichen, wenn auch nervösen Lächeln zuwandte, sah sie, dass auch er sie erkannte. Sein Lächeln verschwand, und er ließ die Hand sinken, die er bereits ausgestreckt hatte.

»Kate ist hier, um ...«, setzte Liz an.

»... mir den Garaus zu machen?«, fiel er ihr ins Wort.

Liz schaute die beiden abwechselnd an. Kate wäre am liebsten im Erdboden versunken.

»Wir haben uns bereits kennengelernt«, fuhr James fort. »Vor ungefähr einer Stunde. Ich denke, ich kann mit Fug und Recht behaupten, dass Kate nicht Auto fahren kann.«

»Das ist nicht fair«, platzte Kate heraus. »Sie waren auf der falschen Seite. Sie waren auf der Straße.«

»Ich war nicht *auf* der Straße, verdammt noch mal. Außerdem soll man als Fußgänger dem Verkehr entgegengehen.«

Sie verstummte.

»Außerdem haben Sie auf Ihrem Handy rumgetippt«, sagte er.

»Nein, das stimmt nicht«, entgegnete Kate ernst.

»Ich fass es nicht«, fauchte James. »Sind Sie deswegen hier? Sind Sie mir etwa gefolgt? Um zu sehen, wo ich wohne? In der Hoffnung, uns Geld aus den Rippen leiern zu können, weil ich ... ja, was eigentlich? Also, lassen Sie sich gesagt sein, bei uns ist nichts zu holen, das können Sie also getrost vergessen.«

»James.« Seine Mutter legte ihm eine Hand auf den Arm, um ihn zu beruhigen. »Es reicht. Bitte. Kate ist nicht deswegen hier. Sie ist hier, weil wir sie eingestellt haben. Also, das heißt, *ich* habe sie eingestellt.«

James drehte sich langsam um und schaute seine Mutter an. »Du hast *was*?« Seine Stimme klang drohend, aber zu Kates Erleichterung hielt Liz dem Blick ihres Sohnes stand. Offenbar war sie es gewohnt, sich gegen ihn zu behaupten.

»Ich glaube, das diskutieren wir am besten draußen, meinst du nicht?« Die Frage war offensichtlich rhetorisch gemeint, denn Liz marschierte entschlossen auf die Tür zu. James schaute Kate an, die verlegen lächelte, dann folgte er seiner Mutter in die Eingangshalle hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Kate stand stocksteif da. Sie konnte es nicht fassen. Diese Frau hatte sie eingestellt, wenn auch zugegebenermaßen ohne schriftlichen Vertrag. Kate hatte ihre Wohnung an ihren Bruder untervermietet, verflucht noch mal. Sie konnte jetzt nicht wie ein begossener Pudel nach London zurück. Was, wenn James sich gegen Liz durchsetzte, was er offenbar vorhatte, und man sie wieder fortschickte? Wo sollte sie dann hin? Schließlich war schon Abend. Am Ende der Straße hatte sie einen Pub gesehen. Vielleicht hatten die ja Fremdenzimmer. Obwohl sie bezweifelte, dass so weitab vom Schuss Fremdenzimmer gebraucht wurden. Sie ließ sich wieder auf das Sofa



fallen und versuchte, nicht auf den Streit draußen vor der Tür zu lauschen.

Doch James schrie so laut, dass sie unwillkürlich das eine oder andere mitbekam. »*Kein Geld... können uns keine Angestellte leisten... brauche keine Hilfe... krieg das allein in den Griff.*«

Sie atmete tief aus. Im Moment hatte er sich jedenfalls alles andere als im Griff. Sie musste einfach abwarten und sich ihrem Schicksal fügen. Sie schaute sich in der Bibliothek um. An den Wänden hingen erstaunlich moderne Gemälde. Dann entdeckte sie ein dickes Buch, das aufgeschlagen auf einem Tisch vor den Regalen lag. Sie trat näher, wenn auch mehr, um irgendetwas zu tun, als aus echtem Interesse. Es schien sich um eine alte Bibel mit hauchdünnen Seiten zu handeln. Kate war nie besonders religiös gewesen, und nachdem sie ein paar Sätze gelesen hatte, klappte sie das Buch zu, um den ledernen Einband zu betrachten. An den eingepprägten Buchstaben hafteten noch Reste von Blattgold, das schwarze Leder war stellenweise beschädigt, und der Rücken hatte sich teilweise abgelöst, sodass die Fadenbindung zu sehen war. Kate schaute sich um. Irgendwie war hier das meiste in einem bedauernswerten Zustand. Vorsichtig schlug sie das Buch wieder auf und blätterte einige Seiten um, bis sie auf eine Seite stieß, die mit *Familienstammbaum* überschrieben war. Plötzlich war der Streit draußen vor der Bibliothek vergessen. Offenbar handelte es sich bei dem Buch um die Familienbibel der Familie Langley-McLay.

Die Namen der älteren Familienmitglieder waren schon verblasst und hellbraun, bei den Namen der jüngeren war die Tinte noch schwarz. Die ältesten Daten stammten von Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, und die Handschrift än-

derte sich mit jedem Familienmitglied, das neue Namen und Geburtsdaten eingetragen hatte.

Kate dachte an all die Generationen, die geboren und gestorben waren, die alt geworden, geheiratet hatten, weggezogen oder im Krieg gefallen waren, die die Familienbibel übernommen und an die nächste Generation weitergegeben hatten. Sie betrachtete die zweite Seite des Buchs, überflog die Daten vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Kind war direkt nach dem Ersten Weltkrieg auf die Welt gekommen: Constance Amelia Rose McLay, geboren im August 1919.

Der Name fiel auf, weil er durchgestrichen worden war, und zwar mit solcher Vehemenz, dass die Tinte sich durch mehrere Seiten durchgedrückt hatte.

Zuerst dachte Kate, dass jemand den Namen durchgestrichen hatte aus Kummer über Constances Tod. Aber in dem Familienstammbaum waren keine Todesdaten verzeichnet – nur Geburtsdaten –, und kein anderer Name war durchgestrichen worden.

Constance Amelia Rose McLay war die Einzige, deren Name durchgestrichen war. Kate schüttelte sich und schaute sich um. Plötzlich wünschte sie sich weit weg von diesem Ort. Draußen vor der Tür hörte sie Mutter und Sohn immer noch streiten. Sie betrachtete noch einmal den Namen.

Langsam fuhr sie mit dem Finger über die tiefe Einkerbung, die der Stift hinterlassen hatte, und fragte sich, welches Verbrechen Constance McLay verübt haben konnte, dass sie es verdient hatte, so nachdrücklich aus dem Familienstammbaum entfernt zu werden.

## *Kapitel 4*

1940

Das laute Krachen, mit dem die Spitfire ins Wasser gestürzt war, war nichts gegen das unheimliche Gurgeln, mit dem der See das Flugzeug in die Tiefe sog. Dann war es plötzlich still, und nur noch das Plätschern der durch den Absturz verursachten Wellen war zu hören.

Constance schwamm so schnell sie konnte in die Mitte des Sees, hielt nur hin und wieder kurz an, um wassertretend auf Lebenszeichen des Piloten zu lauschen. Sie zog sich das Kleid bis über die Hüften hoch, damit ihre Beine mehr Bewegungsfreiheit hatten.

Er war bestimmt tot. Wie sollte es anders sein? Er war schon viel zu lange unter Wasser. Constance wünschte, die Wolkendecke würde aufreißen und der Mond zum Vorschein kommen und ihr etwas Licht spenden.

Obwohl es vermutlich zwecklos war, rief sie: »Wo sind Sie?«

Sie strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht, um besser sehen zu können, aber es war einfach zu dunkel. Ihre kunstvolle Hochfrisur hatte sich aufgelöst, und ihre nassen Locken klebten ihr am Kopf.

»Wo sind Sie?«, rief sie noch einmal, als könnte sie den Piloten, wenn sie ihn nur laut genug rief, aus den kalten Tiefen des Sees an die Oberfläche locken.

Zu ihrer Linken durchbrach ein Geräusch die Stille, als der

Pilot plötzlich in einiger Entfernung auftauchte und japsend mit den Armen ruderte.

Constance rief ihm zu, sie werde ihm zu Hilfe kommen, war sich jedoch nicht sicher, ob er sie hören konnte. Er rang immer noch verzweifelt nach Luft, hustete und spuckte Wasser.

Sie schwamm in seine Richtung, während sie weiterhin beruhigend auf ihn einredete. Als er sie erblickte, stieß er vor Schreck einen Fluch aus. Es schlug mit den Armen, als kämpfe er mit sich selbst.

»Alles in Ordnung?«, fragte Constance. »Können Sie schwimmen?«

»Ja. Nein«, erwiderte er japsend. »Helfen Sie mir. Es zieht mich unter Wasser.« Er versuchte, sich aus seiner ledernen Fliegerjacke zu befreien, die ihm am Körper klebte. Constance schwamm zu ihm und zog ihm die schwere Jacke von den Armen. Jetzt musste sie wie verrückt Wasser treten, um nicht von dem vollgesaugten Kleidungsstück unter Wasser gezogen zu werden.

Während der Pilot versuchte, sich seine schweren Stiefel abzustreifen, bemerkte er Constances Notlage.

»Lassen Sie die Jacke los!«, rief er.

Constance wusste selbst nicht, warum sie die Jacke festgehalten hatte, doch jetzt ließ sie das bleischwere Teil los, das ebenso wie das Flugzeug sofort unterging.

Der Pilot schien erneut in Panik zu geraten, als es ihm nicht gelang, seine Stiefel auszuziehen. »Beruhigen Sie sich«, sagte Constance zu ihm. »Das Ufer ist nicht weit. Wir müssen schwimmen.«

Sie schwamm voraus, und der Pilot folgte ihr. Sie hörte ihn hinter sich husten und vor Anstrengung keuchen, weil die mit

Wasser gefüllten Stiefel so schwer waren. Früher war Constance gern und oft im See geschwommen, aber als sie dreizehn war, war Douglas von zu Hause ausgezogen, und allein hatte sie keinen Spaß mehr am Schwimmen gehabt. Doch sie kannte den See immer noch wie ihre Westentasche. Sie schwammen vom Haus weg, zum gegenüberliegenden Ufer, wo sich der hölzerne Steg befand. Bis dahin war es nicht so weit, und Constance fürchtete, dass der Pilot es nach allem, was er durchgemacht hatte, nicht bis zu dem Ufer schaffen würde, von wo sie gekommen war.

Sie verlangsamte ihr Tempo und schwamm neben dem erschöpften Mann her, jederzeit bereit, ihn unterzufassen, falls ihn die Kräfte verlassen sollten. Aber er hielt durch. Nur einmal fragte er, wie weit es noch sei, doch da spürte Constance schon Kiesel und scharfkantige Steine unter ihren nackten Füßen.

Sie reichte ihm die Hand, und geschwächt, wie er war, nahm er sie dankbar und stolperte hinter ihr her ans Ufer. Das letzte Stück kroch er auf allen Vieren, dann ließ er sich zu Boden sinken und blieb keuchend auf dem Bauch liegen.

Erschöpft, wenn auch nicht vom Schwimmen, so doch von der Aufregung, setzte Constance sich neben ihn. Erst jetzt merkte sie, dass sie vollkommen durchgefroren war. Zitternd vor Kälte umschlang sie sich mit den Armen, was wenig nützte, solange sie ihre nassen Sachen anhatte. Der Pilot hob den Kopf und schaute sie an, die Augen immer noch vor Panik geweitet, dann betrachtete er seine Umgebung. Sie konnte sein Gesicht im Dunkeln kaum erkennen. Die nassen Haare fielen ihm in die Augen.

Als er sich schließlich einigermaßen beruhigt hatte, fragte er: »Wo in Gottes Namen kommen Sie her?«

Constance zeigte auf die andere Seite des Sees. »Aus dem Haus. Aber ich saß schon am Ufer.«

Er nickte und schaute in die Richtung, in die sie gezeigt hatte. Aber Invermoray House war zu weit weg und wegen der Verdunkelung nicht zu erkennen. »Waren Sie allein?«

»Hier am Ufer, ja.« Sie bibberte vor Kälte.

»Sie frieren«, sagte er. Mühsam stützte er sich erst auf Hände und Knie und setzte sich dann aufrecht hin.

»Ja«, antwortete sie. »Sie nicht?«

»Doch.«

»Wir müssen ins Trockene«, sagte Constance und stand auf. Das dünne Abendkleid klebte ihr am Körper. Sie hatte eine Gänsehaut.

»Wohin wollen Sie? Zu dem Haus da?«, fragte er. »Ich gehe nicht noch mal ins Wasser.«

»Um den See herum zu gehen ist zu weit«, sagte sie zähneklappernd. Sie überlegte fieberhaft. »Hier in der Nähe gibt es eine Hütte. Bis dahin schaffen Sie es bestimmt. Sie ist gleich da hinter den Bäumen.« Sie zeigte auf ein paar hohe Fichten.

»Steht die Hütte leer?«, fragte er hoffnungsvoll. »Ist sie unbewohnt?«

Constance nickte.

»Also gut. Wenn Sie meinen. Aber zuerst ... Er zog sich die Stiefel von den Füßen, schüttete das Wasser aus, klemmte sie sich unter den Arm und stand auf. Seine schwere Pilotenuniform klebte ihm am Körper. Sie mussten ein merkwürdiges Bild abgeben, dachte Constance, als sie zu der Hütte gingen.

»Ist es noch weit?«, fragte er Pilot nach ein paar Minuten.

»Nein.« Constance hoffte, dass sie auf dem richtigen Weg waren. Sie war noch nie im Dunkeln zu der unbenutzten

Jagdhütte gegangen. Bisher hatte sie noch nie einen Grund dazu gehabt.

Dann plötzlich erspähte sie die Hütte zwischen den Bäumen. Constance wollte die Tür öffnen, doch sie war abgeschlossen. »O nein«, stöhnte sie. »Daran hab ich gar nicht gedacht.«

Der Pilot lehnte sich an die Wand neben der Tür und schloss die Augen. »Sehen Sie unter der Fußmatte nach.«

Constance trat von der Fußmatte herunter und hob sie hoch. »Ja, natürlich«, sagte sie und hob den Schlüssel auf. »Wie sind Sie nur darauf gekommen?«

»Redliche Leute legen den Schlüssel immer unter die Fußmatte.« Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Über ihnen war die Wolkendecke aufgerissen, und das Mondlicht erhellte die Nacht.

Zum ersten Mal konnte Constance den Mann wirklich sehen. Er hatte einen kräftigen Unterkiefer und sah überhaupt gut aus. Zwar nicht wie ein Filmstar, allerdings hatte sie, seit der Krieg ausgebrochen war, nicht viele Filme gesehen. Das nächste Kino war meilenweit weg. Aber wenn sie ihm zufällig im Dorf über den Weg gelaufen wäre, hätte sie ganz sicher zweimal hingeschaut.

Er öffnete die Augen und sah sie an. Ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Wollten Sie nicht die Tür aufschließen?«

Peinlich berührt drehte Constance den Schlüssel und öffnete die Tür. Die Luft, die ihnen entgegenschlug, roch feucht und modrig. Die Hütte stand leer, seit der Jagdhelfer ebenso wie alle anderen Männer im kampftauglichen Alter vor neun Monaten zum Kriegsdienst eingezogen worden war. Seitdem wartete die Hütte, die als einziges Haus des Guts außerhalb des Dorfes stand, auf die Rückkehr ihres Bewohners.

Constance machte sich daran, eine Paraffinlampe anzuzünden, die auf einem niedrigen Tisch stand.

»Nicht!«, sagte der Pilot.

»Warum nicht?«

»Verdunklungspflicht«, antwortete er. Er hatte recht. In dem Moment fiel Constance auf, dass fahles Mondlicht ins Zimmer fiel, und sie wollte eilig die Fenster abdunkeln. »Das können Sie später machen«, sagte der Pilot. »Erst mal müssen wir unsere nassen Sachen ausziehen, sonst holen wir uns noch den Tod.«

Er ließ seine Stiefel fallen. Sie landeten mit einem Poltern auf dem Boden, aber Constances Blick ging nicht nach unten. Entsetzt sah sie, wie der Pilot begann, sich das nasse Hemd ausziehen. Als er die letzten Knöpfe öffnete und seine nackte Brust entblößte, wandte Constance ihren Blick hastig von ihm ab.

»Beeilen Sie sich«, sagte er. »Ziehen Sie sich das Kleid aus. Oder wollten Sie krank werden?«

»Sie erwarten doch wohl nicht im Ernst, dass ich mir vor Ihren Augen mein Kleid ausziehe«, entgegnete sie entgeistert.

»Ich dreh mich um«, sagte er. »Ich bin grade mit meinem Flugzeug in einen verdammtten See gestürzt, und ich bin in keiner Verfassung, an *so was* auch nur zu denken.«

Seine Worte ließen Constance erröten. Nach dem alpträumhaften Erlebnis mit Henry im Wintergarten hatte sie schon befürchtet, noch einmal etwas Ähnliches zu erleben, allein in diesem Haus mit dem Piloten. Aber sie konnte sich gar nicht ohne Hilfe aus ihrem hautengen Kleid befreien. Sie hatte das Gefühl, als würde die nasse Seide mehr und mehr einlaufen und sich immer fester um ihren Körper legen. Das Kleid war im Rücken geknöpft, und zwar vom Nacken bis zum Steißbein.



Der Pilot hatte sich umgedreht, aber offenbar hatte er gemerkt, dass sie sich nicht rührte. »Sehen Sie jetzt *mir* beim Ausziehen zu?«, fragte er amüsiert.

»Nein! Ich brauche Ihre Hilfe.«

Er wandte sich ihr zu und ließ sein Hemd auf den Boden fallen. Sie hatte die Freunde ihres Bruders Douglas schon oft beim Schwimmen mit nackten Oberkörper gesehen, aber diesem Mann hier in dieser dunklen Hütte gegenüberzustehen, fühlte sich ganz anders an. Das war zu intim. Er sah anders aus als die Freunde ihres Bruders – kräftiger, größer ... einfach anders.

Als sie nichts weiter sagte, fragte er: »Wobei brauchen Sie meine Hilfe?«

Constance hatte die Knöpfe völlig vergessen. Wortlos wandte sie ihm ihren Rücken zu, und er begann, ihr nasses Kleid aufzuknöpfen. Sie spürte, wie seine Hände langsam an ihrem Rücken hinunterwanderten. Es war, als würde die Zeit stillstehen.

Als ihr Kleid im Rücken aufklaffte, wandte der Pilot sich galant ab, und Constance nahm die Welt um sich herum wieder wahr. Im Haus sah es aus, als wäre der Jagdhelfer nur mal kurz vor die Tür gegangen. Abgesehen von der feuchten Luft und dem Staub, der sich auf alles gelegt hatte, befanden sich Möbel, Bücher und andere Gegenstände an ihrem gewohnten Platz. Der Pilot nahm eine karierte Decke von einem Sessel und reichte sie ihr.

Constance befreite sich aus ihrem engen Kleid und wickelte sich in die Decke ein. Ihre nasse Unterwäsche klebte ihr an der Haut, und ihr war klar, dass sie die auch würde ausziehen müssen, wenn sie sich aufwärmen wollte, denn sogar jetzt im August war die Luft im Haus kühl.

»Ich mache Feuer«, sagte der Pilot. Dann begann er, die Verdunkelungsblenden, mit dunklem Stoff bespannte Holzrahmen, vor die Fenster zu hängen.

»Sie haben immer noch Ihre nasse Hose an«, sagte Constance. »Sehen Sie doch mal oben in den Schränken nach. Der Jagdhelfer hat bestimmt ein paar Sachen hier gelassen.«

Der Pilot nickte, während er im offenen Kamin ein paar Holzscheite pyramidenförmig auftürmte und etwas zerknülltes Zeitungspapier in die Mitte schob. In einem Gefäß auf dem Kaminsims fand er Streichhölzer. Er riss eins an der Wand an und zündete das Papier im Kamin an.

»Ich geh dann mal nach oben«, sagte er. »In der Zwischenzeit können Sie sich ja schon ein bisschen am Feuer wärmen.«

Constance setzte sich auf den fadenscheinigen Teppich vor dem Kamin und zog die Decke fest um sich. Das Feuer tat seine Wirkung, sie streckte die nackten Beine aus und wackelte mit den Zehen vor den tanzenden Flammen. Sie konnte es kaum glauben, dass sie eben noch im Ballsaal ihren Geburtstag gefeiert hatte und jetzt, nur eine Stunde später, nass bis auf die Haut in der alten Jagdhütte hockte, allein mit einem Kampfpiloten, der mit seinem Flugzeug in den See gestürzt war. Nach wenigen Minuten kam der Pilot wieder nach unten, bekleidet mit einer trockenen Hose und einem dicken blauen Wollpullover.

»Die Sachen riechen nach Mottenkugeln, aber sie sind trocken«, sagte er und hielt eine Männerhose und einen warmen weißen Pullover hoch. Dann reichte er ihr eine Hand und half ihr auf die Füße. Sie bedankte sich, nahm die Sachen und ging nach oben, um sie anzuziehen. Obwohl sie den Hosenbund mehrmals umgeschlagen hatte, war die Hose immer noch zu

weit, und sie musste sie mit einer Hand festhalten, als sie die Treppe hinunterging.

Sie setzte sich neben den Piloten vor das Feuer und schob sich die nassen Locken hinter die Ohren. Die Flammen verliehen dem Gesicht des Piloten einen warmen Schimmer.

»Wie heißen Sie?«, fragte er.

Sie sagte es ihm. »Und Sie?«

»Matthew.«

»Was ist passiert?«, fragte sie. »Ich habe gesehen, wie Sie abgestürzt sind. Es war schrecklich. Sie müssen furchtbare Angst gehabt haben. Ich dachte schon, Sie wären tot.«

»Ich dachte auch, dass ich das nicht überleben würde«, sagte er leise. »Ich habe nichts mehr gesehen. Ich habe immer wieder versucht, den Motor neu zu starten, aber eigentlich wusste ich, dass es keinen Zweck hatte. Im Nachhinein denke ich, ich hätte lieber gleich die Haube aufreißen und springen sollen, aber ich dachte, einen Versuch mach ich noch, dann läuft der Motor wieder. Was eigentlich allem widerspricht, was man mir beigebracht hat, denn die alte Kiste war böse getroffen worden, und es grenzt an ein Wunder, dass sie, so durchlöchert, wie sie war, überhaupt noch so weit gesegelt ist. Ich hatte keine Ahnung, dass ich in einem See landen würde. Bei Mondlicht hätte ich es sehen können. Es war ein totaler Schock, als ich auf dem Wasser aufgeprallt bin und das Cockpit sich mit Wasser zu füllen begann.«

Constance atmete hörbar aus. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Wirklich?«, fragte Matthew mit hochgezogenen Brauen. »Sind Sie auch schon mal von feindlichem Feuer getroffen worden und abgestürzt, ohne zu wissen, wo Sie landen würden?«

Seine Frage machte sie verlegen. »Nein«, sagte sie.

Ein Holzsplitter fiel um, und Funken stoben aus dem Kamin.

»Tut mir leid«, sagte der Pilot. »Ich sollte Ihnen danken, anstatt so unhöflich zu sein.«

»Ist schon gut«, sagte Constance.

»Nein, ist es nicht. Meine Mutter würde sich im Grab umdrehen, wenn sie wüsste, was aus meinen Manieren geworden ist.«

Constance lächelte. Am liebsten würde sie ihm noch einmal sagen, dass alles gut war. Warum fiel ihr nichts Besseres ein?

Eine Weile saßen sie schweigend da und schauten ins Feuer, das das sonst dunkle Zimmer erhellte. Constance fragte sich, ob wohl inzwischen jemand im Haus mitbekommen hatte, dass sie nicht da war, und ob der Pilot fit genug war, um mitten in der Nacht bis zum Haus zu gehen. Nach allem, was er hinter sich hatte, wäre es vielleicht besser, bis zum Morgen zu warten und sich erst dann auf den Weg zu machen. Auf diese Weise würde sie auch keiner der Gäste in Männersachen sehen.

»Was haben Sie vor?«, fragte er und riss sie aus ihren Gedanken.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Constance und schaute ihn an.

»Na ja, was Sie mit mir vorhaben.« Matthew wandte sich ihr zu. Im Schein des Feuers sah sie, dass seine Augen blassgrün waren. Sie hatte noch nie Augen in dieser Farbe gesehen. Sie waren sehr hell und bildeten einen seltsamen Kontrast zu seinem dunklen Haar.

»Ich habe gerade gedacht, vielleicht, wenn es Ihnen recht

ist, könnten wir noch eine Weile bleiben, Sie könnten sich ein bisschen ausruhen, und dann, morgen früh ...«

Er fiel ihr ins Wort. »Kann ich Ihnen vertrauen, Constance?«

Sie schluckte, als er ihren Namen aussprach. »Ja, ich glaube schon.«

Matthew lachte. »Wenn Sie sich nicht sicher sind, wie soll ich mir dann sicher sein?«

»Doch, doch, Sie können mir vertrauen.«

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte er. »Sie müssen ... mich verstecken. Nur ganz kurz, das schwöre ich Ihnen. Nur so lange, dass die glauben, ich sei tot. Würden Sie das für mich tun?«

Constance blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Er war so mutig gewesen. Er war abgeschossen worden, und das musste ihn so traumatisiert haben, dass er jetzt ganz verwirrt war.

»Wer soll glauben, dass Sie tot sind?«, krächzte sie ungläubig.

»Alle. Das ganze verfluchte Pack.«

»Aber ...«, setzte sie an, »was ist mit Ihrem Geschwader? Wollen Sie denn nicht, dass ich jemanden anrufe? Dass ich jemanden bitte, Sie hier abzuholen und sich um Sie zu kümmern?«

»Nein«, sagte er. »Ab heute will ich nichts mehr mit diesem gottverdammten Krieg zu tun haben. Und wenn das heißt, dass ich so tun muss, als wäre ich tot, dann soll es so sein.«

## Kapitel 5

Er war verrückt. Anders konnte es nicht sein. Constance wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie schaute ihn ungläubig an. Er hielt ihrem Blick stand, schien aber auf der Hut zu sein. Als rechnete er damit, dass sie jeden Augenblick aufspringen und schreiend zum Haus rennen würde. Sie hatte nicht das Gefühl, vor ihm weglaufen zu müssen, fragte sich jedoch kurz, was passieren würde, wenn sie es täte. Würde er hinter ihr herrennen und sie zurück in die Hütte zerren, weil sie ja jetzt sein Vorhaben kannte, zu ... ja, was genau hatte er eigentlich vor? Er wirkte viel stärker als sie, und auch wenn er seinen Absturz offenbar noch nicht ganz verkraftet hatte, wäre er sicherlich sehr wohl in der Lage, sie aufzuhalten, falls sie versuchen würde zu fliehen.

»Warum?«, fragte sie. »Warum wollen Sie nicht mehr kämpfen?«

»Das ist die dümmste Frage, die ich je gehört habe«, erwiderte er. »Was glauben Sie denn wohl?«

Sie versuchte, nicht gekränkt zu sein, und schaute ihn einfach nur an.

»Nur ein Wahnsinniger findet Gefallen daran«, sagte er, »... am Töten.«

Constance blinzelte. »Niemand findet Gefallen daran. Aber es herrscht Krieg. Es ist Ihre Pflicht zu kämpfen.«

Seine Augen weiteten sich. »Es ist meine Pflicht, aus der

Luft auf andere Männer zu schießen?« Er war laut geworden. »Zuzusehen, wie ihre Flugzeuge abstürzen, während ich sie mit Kugeln durchsiebe?«

Constance dachte über seine Worte nach. »Ja. Es tut mir leid, aber so ist das nun mal. Mein Bruder Douglas ist übrigens auch Pilot«, fügte sie hinzu.

»Schön für ihn. Und gefällt es ihm? Das Töten?«

»Ich glaube nicht, dass er es so sieht.« Ihr Bruder hatte nie über das gesprochen, was er tat. Sie sollte ihn vielleicht einmal danach fragen, dachte sie. Andererseits war sie sich nicht sicher, ob sie es so genau wissen wollte. Sie dachte an Henry, seine Hände, mit denen er sie begrapscht hatte, deren Finger, wenn er in der Luft war, am Abzug lagen. Irgendwie hatte sie bei ihm das Gefühl, dass er an beidem Gefallen fand.

Matthew zupfte nervös an einem Faden an der Hose, die er sich geborgt hatte. »Tut mir leid«, sagte er. »Ich hätte Sie nicht bitten sollen, mir Schutz zu gewähren. Das war falsch. Sie sind nicht für mich verantwortlich.«

»Können Sie ... Können Sie nicht um etwas Heimaturlaub bitten oder so?«, fragte sie. »Dann hätten Sie Zeit zum Nachdenken. Sie sind gerade mit Ihrem Flugzeug abgestürzt. Kein Wunder, dass Sie durcheinander sind. Morgen früh geht es Ihnen bestimmt wieder ...«

Er lachte verbittert auf, sagte jedoch nichts. Das Schweigen wurde Constance unangenehm.

»Vielleicht könnten Sie ja den Kriegsdienst verweigern«, schlug sie vor, auch wenn es ihr unerhört erschien, dass dieser Mann die Chance hatte, das Seine zu den Kriegsanstrengungen beizutragen, und sich einfach weigern wollte, das zu tun.

Er schüttelte den Kopf. »So einfach ist das nicht.«

»Wirklich nicht?« Constance zog die Brauen zusammen.

»Würden Sie dann vors Kriegsgericht kommen? Wäre das wie Desertieren?«, fragte sie voller Entsetzen. »Würde man Sie erschießen?«

»Nein, nicht hier. Das wird nicht mehr gemacht.«

Sie atmete erleichtert auf. »Also Gefängnis?«

Es gelang ihm, den Faden zu lösen und aus der Hose zu ziehen, dann warf er ihn weg. »Höchstwahrscheinlich.«

»Aber dann bräuchten Sie jedenfalls nicht mehr zu kämpfen«, sagte Constance.

»Stimmt.«

Eine Weile schaute Constance in die tanzenden Flammen. Wenn sie zurück ins Haus ging und ihrem Vater berichtete, was vorgefallen war, was würde er dann tun? Er würde dem Mann etwas zu essen und einen ordentlichen Drink anbieten. Anschließend würde er Matthews vorgesetzten Offizier anrufen, und dann würde Matthew, der ganz offensichtlich zutiefst erschüttert war und der gerade in das Kaminfeuer starrte, als könnte er dort alle Antworten finden, innerhalb weniger Tage wieder in einem Flugzeug sitzen und seine Pflicht tun. Und dann? Würde er beim nächsten Mal dafür sorgen, dass er auf festem Boden abstürzte? Plötzlich kam ihr ein Gedanke.

»Haben Sie es mit Absicht gemacht?«, fragte sie.

»Wie bitte?«

»Sind Sie absichtlich abgestürzt?«

»Nein. Natürlich nicht.« Er sah ihr fest in die Augen. »Ich möchte nicht mehr töten, aber ich möchte auch nicht sterben.«

Constance nickte.

Er gähnte. »Ich muss schlafen.«

Er streckte die Beine aus und lehnte sich mit dem Kopf an den Sessel. Er schloss die Augen. Constance biss sich auf die



Lippe. Sie zögerte. Sie wollte sich nicht wegschicken lassen, wollte nicht, dass der Abend so endete.

Matthew öffnete ein Auge. »Finden Sie im Dunkeln zurück nach Hause?«

»Ja.«

Er öffnete auch das andere Auge. »Dann sollten Sie jetzt gehen. Sie wollen doch bestimmt nicht mit mir hier gefunden werden. Können Sie etwas für mich tun?«

Sie nickte.

»Bitte, erzählen Sie niemandem, dass ich hier bin. Wenigstens bis morgen früh, damit ich mich eine Nacht lang ausruhen kann.«

Sie nickte. »Also gut. Und was machen Sie dann?« Sie stand auf und hielt die viel zu weite Hose fest.

»Dann gehe ich«, sagte er. »Ich brauche nur ein paar Stunden Schlaf. Wenn Sie mir erlauben, die Nacht hier zu verbringen, gehe ich morgen früh. Sie werden mich nie wiedersehen.«

»Wo wollen Sie denn hin?«, fragte sie.

Er zuckte die Achseln. »Weiß ich noch nicht. Aber machen Sie sich darüber mal keine Sorgen.«

»Sie müssen sich bei Ihren Vorgesetzten melden. Sie können nicht einfach davonlaufen, falls Sie das vorhaben. Sie machen es nur schlimmer, je länger Sie warten. Wenn Sie sich gleich morgen melden, dann können Sie so tun, als wären Sie gerade erst abgestürzt und hätten sich nur ein bisschen ausgeruht. Das wäre noch nicht mal gelogen.«

Er lächelte. »Danke, dass Sie sich solche Sorgen um mich machen.«

Er würde ihren Rat nicht befolgen, das war ihr klar. Aber was würde er tun? Wo würde er hingehen?

Er schaute zu ihr hoch. Seine düstere Stimmung hellte sich

ein bisschen auf. »Danke, dass Sie in den See gesprungen sind, um mich zu retten. Das war sehr mutig. Und danke, dass Sie mich hierher gebracht haben.«

»Das war doch selbstverständlich«, sagte sie. An der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Ich werde niemandem erzählen, dass Sie hier sind«, versprach sie ihm.

»Danke. Morgen früh bin ich weg.«

»Viel Glück«, sagte sie.

»Ihnen auch, Constance.«

Ihre Hand lag auf der Türklinke, doch sie betätigte sie nicht. Sie schauten einander in die Augen. Constance öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch es kamen keine Worte. Er wartete.

»Wo auch immer Sie hingehen«, sagte sie schließlich, »passen Sie auf sich auf.« Sie öffnete die Tür, schlüpfte hinaus in die kühle Nacht und zog die Tür vorsichtig hinter sich zu.

Bis zum Haus würde sie etwa eine Viertelstunde brauchen. Unter den Bäumen war es kalt, ihre Haare waren immer noch feucht. Sie schaute zum See hinüber, dessen Oberfläche spiegelglatt dalag. Auf seinem Grund lag eine Spitfire, die noch vor wenigen Stunden nicht dort gewesen war. Sie stieg die steinernen Stufen im Garten hoch und schlüpfte durch die unverschlossene Tür der Bibliothek ins Haus. Ihr Vater war auf einem der Sofas eingeschlafen. Im Aschenbecher auf dem niedrigen Tisch vor ihm lag eine qualmende Zigarre. Constance drückte sie aus. So leise sie konnte, damit ihr Vater nicht aufwachte und sie in Männerkleidung sah, schlich sie in den dunklen Flur, stieg die Treppe hoch und ging in ihr Zimmer.

Sie legte sich ins Bett, doch an Schlaf war nicht zu denken. Ihre Gedanken wanderten immer wieder zu der Jagdhütte und zu dem Piloten. Ob er wohl schon schlief? Und wenn nicht,

woran mochte er denken? Vermutlich ging er seine Optionen durch. Gott, der Mann war ja so dumm. Nicht auszudenken, was ihm passieren konnte. Jetzt wünschte sie, sie wäre nicht einfach so gegangen. Sie hätte sich mehr Mühe geben sollen, ihm den Unsinn auszureden, ihm klarmachen müssen, dass es keinen Zweck hatte wegzulaufen. Zu desertieren. Dass das nicht die Antwort war. Außerdem wünschte sie, sie hätte mehr Mitgefühl gezeigt. Der Mann hatte gerade einen Flugzeugabsturz überlebt. Wie fühlte man sich wohl nach so einem Erlebnis? Sie selbst hatte keine Aufgabe in diesem Krieg, auch wenn sie noch so gern eine hätte, auch wenn sie sich noch so sehr danach sehnte, aus der Enge von Invermoray auszubrechen und etwas Sinnvolles tun zu können. Aber er hatte eine Aufgabe. Er kämpfte Tag für Tag gegen den Feind und hatte gerade mit knapper Not einen Absturz überlebt, bei dem er um ein Haar ertrunken wäre. Wie sollte sie, Constance, beurteilen, welche Gemütsverfassung nach einem solchen Schock angemessen war? Er brauchte Zeit zum Nachdenken, und sie hatte ihm ihre Hilfe verweigert. Sie machte sich große Vorwürfe. In Wirklichkeit hatte sie doch keine Ahnung, wie dieser Krieg sich anfühlte, gefangen hier draußen, von allem abgeschnitten und von Langeweile geplagt. Sie hätte mehr Verständnis aufbringen müssen.

Als es zu dämmern begann, zog Constance die schweren Samtvorhänge auf, die ihr Zimmer verdunkelten. Das Morgenlicht fiel durch die Fenster, die zum Schutz gegen das Zerbersten bei Druckwellen kreuz und quer mit Klebeband gesichert waren, seit England vor einem Jahr Deutschland den Krieg erklärt hatte. Die Haushälterin hatte darauf bestanden, auch wenn Constance es sich nicht vorstellen konnte, dass die deutschen Bomber Invermoray als lohnenswertes Ziel be-

